

ADELE MARINI

Denn nichts ist je vergessen

Buch

Marcella Grazioso war vier Jahre alt, als sie aus einem Kinderheim in Catania, Sizilien, adoptiert wurde. Sie wächst in Mailand auf, wo sie Schule und Universität absolviert und inzwischen als Lehrerin arbeitet. Die attraktive junge Frau ist etwas ungeübt im normalen täglichen Leben außerhalb von Kirche, Schule und Haus, denn sie wurde von ihren Adoptiveltern in aller Strenge erzogen, elterliche Liebe hat sie nie erfahren. Und so beschließt Marcella, nachdem ihre Adoptiveltern verstorben sind, endlich herauszufinden, wer ihre wirklichen Eltern waren und weshalb man sie zur Adoption freigegeben hatte. Auf Anraten einer Freundin ihrer Adoptivmutter wendet sie sich an eine Fernsehsendung, in der nach vermissten Personen geforscht wird. Durch Zufall sieht Inspektor Lucio Mauris die Sendung, in der der Beitrag zu Marcella ausgestrahlt wird, und erkennt die junge Frau sofort wieder: Vor kurzem war er bei einer Recherche zu möglichen Mafiakontakten auf den Namen Grazioso gestoßen und hatte daraufhin mit Marcella Kontakt aufgenommen, die ihm aber nicht weiterhelfen konnte. Doch dann meldet sich diese plötzlich einige Tage nach der Sendung bei ihm: Sie hat einen anonymen Brief mit einem Zeitungsartikel über ein grausames Blutbad in Catania Anfang der 70er Jahre erhalten. Dabei wurde eine ganze Familie ausgelöscht. Marcella bittet Mauris um Hilfe, denn die Frage, welchen Bezug ihre eigene Geschichte zu dieser Tragödie hat, lässt sie nicht mehr los. In den Akten finden sich zunächst keine Hinweise, aber dann erfährt Mauris, dass damals nicht alle Familienmitglieder getötet wurden. Ein vierjähriges Mädchen blieb wie durch ein Wunder verschont – und das aus einem einzigen schrecklichen Grund ...

Autorin

Adele Marini ist Journalistin und hat sich auf Reportagen über Verbrechen und Gerichtsberichterstattungen spezialisiert. Ihrem zweiten Roman »Denn nichts ist je vergessen« liegt ein wahres Verbrechen zugrunde. Die Autorin lebt mit ihrem Mann in Mailand.

Adele Marini

Denn nichts ist
je vergessen

Roman

Deutsch
von Katharina Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2006
unter dem Titel »Milano, solo andata«
bei Fratelli Frilli Editori, Genua.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SG5-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2009

Copyright © der Originalausgabe 2006

by Fratelli Frilli Editori

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Plainpicture/wildcard

Redaktion: Barbara Neeb

IK · Herstellung: Str.

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46781-5

www.goldmann-verlag.de

FÜR MEINEN SOHN ANDREA

*»Nicht dir allein, Kind,
ward Leid beschieden unter allen Sterblichen,
dass du dich klagend überhebst
der andern deines Hauses, die
doch von gleichem Stamm und Blut wie du.«*

*Sophokles, Elektra, 153–156
(Wolfgang Peter, 1988)*

KAPITEL 1

Catania, 14. September 1974

Es war dunkel. Kalt. Still.

Die Kugellampen zwischen den Büschen in dem von nächtlichem Tau getränkten Park warfen ihr Licht auf eine Szenerie, die bei Tag vollkommen normal ausgesehen hätte, zu dieser Tageszeit jedoch surreal und ein wenig beunruhigend wirkte. Ein kleines Mädchen saß ganz allein auf der Steintreppe vor einer Jugendstilvilla. Hinter ihr, im Schutz eines kleinen gewölbten Vordachs, eine monumentale Eingangstür aus Eichenholz.

Fest verschlossen.

Das kleine Mädchen, es war höchstens vier oder fünf Jahre alt, hatte ein rundliches Gesicht, lange, blassgoldene Haare und trug etwas, das wie ein weißblau geblümter Schlafanzug aussah. Gerade dieses Detail fiel dem Jäger auf, als er um die Ecke bog und zufällig einen Blick über den Zaun warf.

Nicht die ungewöhnliche Zeit.

Nicht die Dunkelheit, die die grünlich schimmernden Kugeln nur ein wenig erhellten.

Nicht die kieksende Stimme, mit der die Kleine auf ihre große Babypuppe einplapperte, die sie fest in ihren nackten Ärmchen hielt.

Was den Mann alarmierte, war dieser Schlafanzug aus Baumwolle, der viel zu dünn war für die kalten Temperaturen, die vor der Morgendämmerung Mitte September

herrschten. Besonders auf dieser Seite des Hügels, über die der frische, vom Meer kommende Wind fegte.

Der Mann, der die Privatstraße zur Villa jeden Morgen als Abkürzung benutzte, um zum Kamm des Hügels bis in die am höchsten gelegenen Wälder zu gelangen, blieb verwundert stehen, um sich das Ganze anzusehen, während das Kind, das ihn wohl kommen gehört hatte, ihm nur einen kurzen Blick aus dem Augenwinkel zuwarf und sich dann wieder in sein Spiel vertiefte.

Das war seltsam. Mehr als seltsam.

»Hey, Kleine ...«

Keine Antwort. Das Mädchen musste bemerkt haben, dass da jemand auf der anderen Seite des Tors stand, aber es hielt den Blick fest auf seine Puppe gerichtet. Der Jäger stützte sich am Gitter ab, kratzte sich am Kinn, während sein Hund, der wahrscheinlich die Unsicherheit seines Herrn gewittert hatte, schnuppernd die Schnauze hob und die Ohren spitzte.

»Kleine, hörst du mich?«, rief der Jäger noch einmal leise, schließlich war es erst Viertel vor fünf und in dem Haus dort wohnten reiche Leute.

Wieder Schweigen.

Der Mann blieb kurz stehen, bis er endlich einen Entschluss fasste. Er piff den Hund heran und ging seines Weges. Ganz in der Nähe, am Ende des Pfades, stand eine Telefonzelle. Als er sie erreichte, kramte er in den Taschen seiner Baumwolljacke und fand dort eine Telefonmünze. Er steckte sie in den Schlitz des Apparates, sah sich kurz um, ob ihn auch niemand beobachtete, dann nahm er den Hörer ganz vorsichtig mit gespreiztem Zeige- und Mittelfinger ab, und achtete genau darauf, ihn nicht mit seinen Fingerkuppen zu berühren. Mit der freien Hand holte er den Kugelschreiber aus der Tasche, den er immer dabei hatte, und wählte damit die 113.

Dem Mann in der Telefonzentrale beschrieb er in wenigen Worten die Situation, so wie er sie gesehen hatte.

»Da sitzt ein kleines Mädchen ganz allein im Garten der Villa und spielt! Nein Signore, sie wurde nicht ausgesetzt. Sie sitzt in dem Garten der Villa, wo sie wohnt. Aber ist es nicht merkwürdig, dass sie ganz allein dort spielt, jetzt in der Kälte, nicht wahr?«

Er redete schnell, so als wollte er nicht unterbrochen werden. Als er nach seinem Namen gefragt wurde, hängte er ein.

Obwohl es jetzt schon dämmerte, war auf der Straße vor der Telefonkabine kein Mensch zu sehen. Der Mann piffte wieder nach dem Hund und lief zügig den Pfad hinauf. Er hatte seine Pflicht getan. Jetzt sollten sich die Bullen darum kümmern.

Eine knappe halbe Stunde später hatte sich die Szenerie vollkommen verändert. Die Straße, die an der Villa entlangführte, war voller Menschen, und durch die Kronen der Eukalyptusbäume sah man blaue Lichter aufblitzen. Die Blinklichter der Kranken- und Polizeiwagen.

Jetzt war das Geplapper der Kleinen nicht mehr zu hören, dafür erfüllten Stimmen von Polizeibeamten die Luft, die geschäftig mit Bändern und Böcken die Gegend absperren. Ganz offensichtlich musste dort etwas Schreckliches geschehen sein, denn vor dem Tor, wo kurz zuvor der Mann stehen geblieben war, kam ein Krankenwagen nach dem anderen an. Sie hielten dort ein paar Minuten, danach fuhren sie wieder weg.

Ohne Sirene.

Denn wenn man kommt, um Tote einzuladen, muss man schließlich nicht die halbe Stadt wecken.

Und in der Villa gab es reichlich Tote.

Ein richtiges Blutbad.

KAPITEL 2

Im ersten Stock, im Schlafzimmer des Hausherrn, lag die Leiche einer jungen blonden Frau.

Der Tod hatte sie im Tiefschlaf überrascht. Die Bettwäsche und die Matratze unter ihr waren mit Blut getränkt, das sich auch auf dem Parkett zu einer dunklen Lache ausbreitete. Ein kraftvoller Schnitt mit einem Rasiermesser hatte ihr beinahe den Kopf vom Rumpf getrennt. Durch die Wundränder konnte man den rötlich-weißen Knorpel erkennen. Wer immer diesen Schnitt ausgeführt hatte, musste über beachtliche Körperkräfte verfügen oder in einem Anfall von Raserei gehandelt haben.

In einem kleinen, in Weiß und Blau gehaltenen Raum neben dem Elternschlafzimmer, dessen Wände mit Figuren aus Zeichentrickfilmen bemalt waren, lag ein Kind. Drei Jahre alt, höchstens. Ebenfalls im Schlaf vom Tod überrascht. Ein schneller, beinahe schmerzloser Tod, das sah man an seinem heiteren, entspannten Gesichtchen, den friedlich geschlossenen Augen. Der Körper lag gerade da und wies keinerlei Anzeichen von Gegenwehr auf.

Und dann war da ein Paar.

Beide mussten sehr gelitten haben. Plötzlich aus dem Schlaf geweckt, hatten sie wohl verzweifelt versucht, etwas zu unternehmen. Ihn, er war ungefähr sechzig, hatte man durch den ganzen Flur des oberen Stockwerks verfolgt und

seinen gesamten Körper mit Messerstichen überzogen, genau wie die Hände, mit denen er sich zu schützen versucht hatte. Die Hiebe hatten sie völlig zerfleischt. Schließlich war er besiegt oben an der Treppe, die ins Erdgeschoss führte, in sich zusammengesunken.

Auch die Frau, etwa mittleren Alters, aber noch so schlank und fest wie ein junges Mädchen, hatte vergebens versucht zu fliehen.

Der Tod hatte sie im Erdgeschoss ereilt, etwa einen Meter vom Telefon entfernt, das ihr aber nichts genützt hätte, da das Kabel durchtrennt war. Sie musste hinuntergerannt sein, um die Polizei zu alarmieren, doch kurz bevor sie den Apparat berühren konnte, hatte jemand sie mit dem Rasiermesser erledigt. Sie trug nur ein Nachthemd, als sie floh, und hatte unterwegs ihre Pantoffeln verloren. Einer lag auf der Treppe, der zweite neben ihrem von den Schnitten entstellten Gesicht. Sie war neben der Küchentür zu Boden gefallen und hatte dabei die Wände, die Möbel, an die sie sich geklammert hatte, und den Boden mit ihrem Blut überflutet. Noch mehr Blut hatte ihr Leinennachthemd durchtränkt und auf die zarte weiße Stickerei schreckliche rötliche Blumen gemalt.

Dann war da noch ein dreizehnjähriger Junge.

Sie hatten ihn in seinem Zimmer im ersten Stock auf dem Boden liegend gefunden. Bei ihm war nicht das Rasiermesser zum Einsatz gekommen, das jemand in der Küche auf der Spüle liegen gelassen hatte. Er musste jäh aus dem Schlaf gerissen worden sein, und man hatte von der Tür aus mit einem Schrotgewehr auf ihn geschossen. Der Schuss hatte seine Schulter, das Gesicht und einen Teil seines Brustkorbs zerstört.

So etwas konnte man nicht überleben. Doch als die Sanitäter kamen, hatte er noch ganz schwache Lebenszeichen von sich gegeben. Und so war nur für ihn die Ruhe der Mor-

gendämmerung im Aufheulen der Sirenen gebrochen worden.

Schließlich der Hausherr.

Um die fünfzig, groß, dunkler Teint wie ein Araber, ein dichter Schnurrbart umrahmte seinen im Tode verzerrten Mund. Er lag in unnatürlicher Haltung da, etwa auf der Hälfte der Treppe, die das Obergeschoss mit der Eingangshalle verband. Sein Kopf hing nach unten, und eines seiner Beine hatte sich zwischen zwei Streben des Geländers verfangen, die den Fall des Körpers aufgehalten hatten. Er war von Kopf bis Fuß blutüberströmt, und mitten auf seiner Brust, wo man ihn vielleicht mit der gleichen Waffe getroffen hatte wie den Jungen, öffnete sich ein tiefer Krater. Nur ein Schuss, der allerdings tödlich. Die Waffe lag am Fuß der Treppe, neben dem toten Körper eines mächtigen Golden Retrievers. Auch ihn hatte man mit einem Schuss aus nächster Nähe erledigt.

Über allem lag ein schwerer Geruch. Der süßliche, widerliche Geruch nach Blut und gewaltsamem Tod. Doch das Grauenhafteste war das Summen der schillernden Fliegen, die zu Dutzenden zum Festschmaus gekommen waren.

In dieser Villa hatte sich ein Blutbad ereignet. Ein Blutbad, dem nur ein vierjähriges Mädchen auf rätselhafte Weise entkommen war.

KAPITEL 3

Catania, 30. September 1974

Die Familienversammlung wirkte noch bedrückender als eine Totenwache. Eigentlich war sie selbst eine Totenwache oder zumindest eine Generalprobe dafür, da man sie sozusagen noch mit den Toten im Haus abhalten musste, obwohl diese natürlich woanders untergebracht waren. Auch zwei Wochen nach dem Blutbad lagen die Leichen immer noch in den stählernen Schubfächern des Leichenschauhauses und warteten auf die Freigabe für die Beerdigung.

Die düstere Feierlichkeit des Raums trug das Ihre dazu bei, dass die schon von Trauer geprägte Stimmung noch bedrückender wirkte. Das Oberhaupt der Familie hatte alle im Salon zusammengerufen, der ganz selten geöffnet wurde, und die Frauen des Hauses waren seit dem Morgen damit beschäftigt gewesen, den Raum zu lüften, die Schonbezüge von den Sesseln abzuziehen und Staub zu wischen.

Sie hatten sich zur Zeit des abendlichen Kaffees versammelt. Er wurde in diesem Raum serviert, den sperrige Möbelstücke und doppelte Vorhänge, durch Spiegel noch vervielfacht, erdrückten. Nur die Eltern und deren Kinder waren zusammengekommen, nicht die Schwiegertöchter oder der Ehemann der einzigen Tochter, schließlich hatte man Familienangelegenheiten zu besprechen, mußte man schwerwiegende Entscheidungen treffen, und das ging niemand außer den Blutsverwandten etwas an.

Das galt besonders für die Frauen.

In diesem Punkt war Don Mariano unerbittlich: Frauen, die nur angeheiratete Verwandte sind, reden irgendwann. Geben an. »Sie tragen das Herz auf der Zunge«, hatte er während des Abendessens verkündet, das der Versammlung vorausgegangen war. Nein, kein fremdes Blut. Nicht, wenn man über Leben, Tod und Geld diskutiert.

Die Kinder, respektvoll und gehorsam wie sie waren, waren alle gekommen.

Alle bis auf Adolfo, selbstverständlich, doch dafür gab es Gründe. Wegen ihm und seiner Familie lastete seit Tagen diese tragische Stimmung auf dem Haus.

Adolfo war der beklagenswerte Tote. Nein, er war einer der Toten.

Sie hatten sich alle auf unbequemen Polsterstühlen im Kreis um Don Mariano versammelt, der in einem riesigen Sessel versank.

Neben dem Vater saß sein ältester Sohn Ignazio, der dazu bestimmt war, eines Tages das Kommando über die verwickelten Geschäfte zu übernehmen, die dem Patriarchen Macht, Geld und in den letzten Jahren auch den Titel eines *Cavaliere del Lavoro* eingetragen hatten. Er hatte seinen Stuhl neben den Sessel seines Vaters gerückt, als wolle er damit unterstreichen, dass er in der Hierarchie über seinen Geschwistern stand.

Er war vor einer Woche mit seiner Frau Lucia und seinen beiden Kindern vom Festland gekommen, um sich mit der Familie im Schmerz zu vereinen. Eigentlich hätte er schon vor Tagen nach Hause fahren müssen. Der Besuch bei den Eltern hatte sich nur wegen der entnervenden Warterei auf das Begräbnis so lange ausgedehnt. In diesem Augenblick hielten sich seine Kinder unter der Aufsicht einer Bediensteten im Spielzimmer auf, seine Frau war diskret ver-

schwunden und hatte gesagt, sie würde in der Küche beim Abwasch helfen.

Auf der anderen Seite des Vaters saß die Zweitgeborene, die einzige Tochter, Francesca, sie war ziemlich abgehetzt und leicht verspätet angereist, aber sie war entschuldigt, da sie vor wenigen Wochen niedergekommen war und ihr Kind stillen musste.

Donna Amalia, natürlich ganz in Schwarz, saß direkt neben ihrer Tochter, ihre Augen waren rot unterlaufen, aber ihrem Blick sah man an, wie stolz sie darauf war, bei diesem seltsamen Familienrat auch einmal dabei sein zu dürfen. Unter anderen Umständen wäre sie deswegen schrecklich aufgeregt gewesen.

Amalia war immer schon eine zurückhaltende Frau gewesen, die ihre Söhne mehr fürchtete als ihren Ehemann. Da sie nie genau wusste, was man sagen und was man lieber verschweigen sollte, schwieg sie immer, um ja nichts falsch zu machen. Doch in diesem Moment erregte die Tatsache, dass sie hier saß und vielleicht auch ihre Meinung sagen musste, nichts als eine schwache Neugier, da der Schock sie bereits vollständig betäubt hatte. Was sollte eine Mutter, die auf tragische Weise ihren Sohn und einen Enkel verloren hatte, schon noch erschüttern?

Im Hintergrund des Raumes, ziemlich abseits von den anderen, saß Antonio, der jüngste Sohn, auch er trug wie sein Vater und seine Brüder Trauerflor am Jackenärmel, aber das war das Einzige, was ihn mit seiner Familie verband.

Antonio war eine späte Frucht der Ehe seiner Eltern, ein Nachkömmling. Fünfzehn Jahre lagen zwischen ihm und dem Drittgeborenen, Adolfo, und seine Mutter, die nicht mit dieser Schwangerschaft gerechnet hatte, da sie damals schon unter den Hitzewallungen des Klimakteriums litt, hatte diese ein wenig beschämt, aber auch mit einer ganz anderen

Freude erlebt als bei den anderen drei Kindern. Eine Freude, die beinahe an Ekstase grenzte, als dieses schöne, gesunde und quicklebendige Baby das Licht der Welt erblickte.

Noch heute konnte sich Donna Amalia nie an ihrem Sohn sattsehen, der so unerwartet in ihr Leben getreten war, als die anderen beiden Söhne und auch die Tochter, inzwischen beinahe erwachsen, sie nicht mehr brauchten. Und so hatte sie, die von allen auf Abstand gehalten wurde, ihre gesamte unterdrückte Zuneigung Antonio geschenkt. Alle Mütter haben ihre Lieblinge, doch Amalia übertrieb es. Sie hatte ihren Jüngsten mit einer blinden Liebe erzogen, die ihr verwehrt hatte, sein wahres Gesicht zu sehen.

Und das wahre Gesicht Antonios war das eines Raubtiers.

Dem Jungen hatte es überhaupt nicht gutgetan, dass er nach Strich und Faden verwöhnt und von der Wiege bis zur Volljährigkeit quasi in Mutterliebe gebadet wurde, die zäher klebte als Zuckersirup. Im Gegensatz zu seinen älteren Brüdern und seiner Schwester, deren Erziehung der Vater durch Gürtelhiebe besorgt hatte, hatte er schon früh Anzeichen jener zügellosen Arroganz gezeigt, typisch für einen Menschen, dem die ganze Welt vollkommen egal ist, *si futtie du munnu intiru*, wie es in Sizilien heißt.

Und die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Schon als kleiner Junge hatte er ständig Ärger, legte sich mit seinen Spielgefährten an und hätte beinahe blutige Familienfehden ausgelöst. Jetzt war er dreiunddreißig, und obwohl er verheiratet war und drei kleine Kinder hatte, brachte er sich immer noch in Schwierigkeiten.

Große Schwierigkeiten.

An diesem Abend, während er mit seinen Geschwistern in dem düsteren Raum saß, erschreckte ihn der Gedanke zu Tode, dass sein Vater etwas von der Sache erfahren könnte,

denn er wusste genau, dann würde er ihn diesmal nicht verschonen.

Solange alle ihren Kaffee nicht ausgetrunken hatten, sagte keiner ein Wort. Don Mariano schwieg beharrlich, musterte den Raum mit hartem Blick, es sprach schon Bände, dass er ständig seine Augenbrauen hektisch hochzog, ohne dass er ein Wort sagen musste. Seine Kinder warteten respektvoll ab, zeigten keine Anzeichen von Ungeduld. Sie würden ja doch bald erfahren, was es zu erfahren gab.

»Es ist ein Brief angekommen. Ich lese euch jetzt daraus vor«, entschloss sich Don Mariano endlich zu reden, nachdem er zur Genüge erst seine Familie, dann seine Möbel, die Bilder und die ganze Einrichtung des Zimmers betrachtet hatte. Bei diesen Worten gab er seiner Frau ein Zeichen. Donna Amalia stand hastig auf, ging zu einer Anrichte voller Fotografien und Krimskrams und kam mit einem dicken Umschlag aus braunem Papier zurück.

»Der ist von Adolfo«, erklärte Don Mariano und riss ihn ihr beinahe aus der Hand. »Er hat ihn wenige Tage vor seinem Tod geschrieben.«

Bei dieser Enthüllung zog ein kalter Windhauch durch den Raum.

»Adolfo?«, sagte Ignazio und warf seiner Mutter einen erstaunten Blick zu. Die Frau zuckte nur die Schultern und deutete auf ihren Ehemann, dann nahm sie schnell wieder neben ihrer Tochter Platz.

»Sind wir hier versammelt, weil er uns auch betrifft?«, fragte Ignazio. Eine überflüssige Frage eigentlich, die aber dazu diente, alle wieder auf den Boden der Tatsachen zurückzubringen. Genug geweint, dachte er. Jetzt ist es Zeit zu handeln. Die Toten – Friede ihrer Seele – müssen sich um nichts mehr kümmern, haben weder Gedanken noch Ver-

pflichtungen oder Geschäfte. Das sind Bürden, die weiter auf den Schultern der Lebenden lasten.

»Genauso ist es, er betrifft uns alle. Ich lese euch jetzt vor. Adolfo lässt uns wissen, wie er über seine Angelegenheiten verfügt hat. Hier drinnen findet sich sein letzter Wille«, erklärte Don Mariano.

»Adolfo lag die Familie nicht am Herzen. Er war ...«

Ignazio, der sonst eher gelassen und schweigsam war, hatte ein wenig die Stimme erhoben.

»Lassen wir die Toten ruhen!«, bellte Don Mariano, der sich nicht unterbrechen ließ, nicht einmal von seinem ältesten Sohn. »Hier drinnen steht alles geschrieben. Jetzt müssen wir darüber reden, wie zivilisierte Menschen. Für Wut ist später noch Zeit genug. Alles, was wir jetzt tun müssen, ist zusammenzuhalten. Zusammenhalten!«

Den letzten Satz betonte das alte Familienoberhaupt besonders und zog die Augenbrauen bis über den Rand seiner Brille hoch, um die Bedeutung dieses Gedankens zu unterstreichen.

Die Stille, die folgte, war so erwartungsvoll gespannt, dass das Knistern der Blätter, die aufreizend langsam einzeln aus dem Umschlag gezogen wurden, auf alle wie eine elektrische Entladung wirkte, die einem Gewitter vorausgeht. Nein, eher einem Gewittersturm. Denn genau der brach im Raum los, sobald Don Mariano zu Ende gelesen und allen jedes einzelne Wort, das Adolfo geschrieben hatte, in seiner ganzen Tragweite klar geworden war.

KAPITEL 4

Mailand, 14. Juni 2000

Chefinspektor Lucio Mauris, fünftes Dezernat des mobilen Einsatzkommandos von Mailand, kam früher als sonst ins Büro. Schuld daran war die Hitzeglocke, die sich in jenen Tagen wie ein glühender Deckel über die Stadt gelegt und ihn um sechs Uhr morgens aus dem Bett gerissen hatte, nach einer Nacht, die er damit verbracht hatte, sich den Schweiß abzuwischen und Mücken zu zerquetschen.

Diese Hitze war zu extrem, es war doch erst Juni, das sagte jeder. Doch für Mauris war alles an Mailand extrem, besonders der Sommer.

Er, im Aostatal geboren und später zum Wahlpiemonteser geworden, schaffte es wirklich nicht, sich in dieser riesigen, chaotischen Großstadt einzuleben, die so flach war wie eine Pizza, voller hässlicher, schmutzverkrusteter und mit Schmierereien übersäter Gebäude, die willkürlich und ohne Sinn für Form- und Größenverhältnisse errichtet zu sein schienen.

Eine potthässliche Stadt. Und mit der Hitze wurde es noch schlimmer.

Laut Mauris war die Fähigkeit, einen ganzen Sommer in Mailand zu überleben, ohne die Nerven oder den Verstand zu verlieren, eine Art Bestätigung für die Darwin'schen Lehren von der natürlichen Auslese. Wer es schaffte, den Herbst zu erreichen, ohne Schäden an Körper und Seele davonzutra-

gen, war bereit dafür, sich zu einer höheren Rasse zu entwickeln. Von den anderen las man am Morgen in der Zeitung auf den Seiten mit den Nachrichten aus dem Polizeibericht.

Und warum sollte man sich überhaupt noch wundern, wenn die Schwächeren anfangen durchzudrehen? In diesem riesigen Kessel Mailand, eingeschlossen zwischen Asphalt und Beton, kochte man buchstäblich. Ein bisschen Rosmarin dazu und die Leute würden wie Grillhähnchen riechen und schmecken.

Und dann erst die Nächte! Von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang gab es keinen Augenblick der Ruhe bei der Invasion blutsaugender Mücken. Nie ging ein Windhauch. Und wer wie er gezwungen war, in der Stadt zu bleiben und zu schwitzen, musste sich dann auch noch mit der sprunghaft angestiegenen Kriminalität herumschlagen, die zu Beginn der Sommerferien, sobald sich die Stadtviertel leerten, so stark zunahm, dass die Kommissariate die Anzeigen nicht bewältigen konnten.

Und weil Mauris Schichtdienst hatte, konnte er seine Mutter, die in Turin wohnte, nur alle zwei Monate besuchen, und ins Aostatal, wo noch die aus der Familie lebten, die die friedliche Erhabenheit der Berge den Verlockungen von Fiat und Olivetti vorgezogen hatten, schaffte er es nur ein paar Tage im Sommer und an wenigen Winterwochenenden. Die übrige Zeit des Jahres litt er unter Heimweh, das ganz besonders heftig wurde, sobald er aus dem Fenster seines Kabuffs im Polizeipräsidium schaute.

Ein dunkler, unheimlicher Verschlag. Wirklich unheimlich. Wenn er nach unten blickte, vier Stockwerke tief, sah er den düsteren Hof, in dem 1969 der Körper des Terroristen Pinelli zerschmettert war. Ganz zu schweigen von der Büste in Erinnerung an den daraufhin von den Roten Brigaden getöte-

ten Commissario Calabresi, die dort in einer Nische stand. Mauris erinnerte dieses Trauerdenkmal mehr an die Toten des blutigen Anschlages, der sich während der Gedenkfeier ereignet hatte, als an das Opfer des Commissario.

Von seinem Schreibtisch aus hätte er gern eine schöne Bergkette gesehen, saftige grüne Hänge, doch hier gab es nur von den Abgasen der Stadt geschwärzte Mauern.

Fast keinen Himmel. Und schon gar keinen blauen!

An Tagen wie diesen, wenn die Luft sich zu wabernden, fließenden Wellen verdichtete, kam es den Mailändern vor, als lebten sie in einer milchigen Blase, die ihnen Beklemmungsgefühle und Kopfschmerzen bescherte. Wenn er gekonnt hätte, wäre Mauris sogar zu Fuß nach Turin zurückgegangen. Aber hier war seine Arbeit, und deshalb hatte er sich beinahe damit abgefunden, anstelle des Po mit den Navigli vorliebnehmen zu müssen.

Beinahe, aber eben nicht ganz und vor allem nicht immer.

Woran er sich überhaupt nicht gewöhnen konnte, war, dass er jede Nacht von Juni bis in den späten September hinein diesen ekelhaften, brütenden Gestank einatmen musste, der durch die weit geöffneten Fenster nach drinnen drang. Kochender Asphalt und Benzin, Müll, der in den schwarzen Säcken vor sich hin gärte, und der Urin der Betrunkenen, die in den Pubs der Umgebung die Nacht zum Tage machten.

Als er in sein Büro kam, eine düstere Kammer von der Form und der Größe eines Eisenbahnwaggon, das er sich mit seinem Kollegen Giuseppe Salerni teilen musste, besserte sich seine Laune keineswegs. Die Klimaanlage lief noch nicht, und in diesen Tagen der verfrühten Sommerhitze kam man sich hier drinnen vor wie in der Sauna. Unter seinem Schnurrbart knurrte er ein betont gutturales »B'N'giorrno« hervor, damit

der andere begriff, dass er schlechte Laune hatte. Bevor er sich an den Schreibtisch setzte, knöpfte er sich die Jacke auf und bemerkte dabei, dass sein hellblaues Hemd morgens um halb neun bereits Schweißflecken aufwies.

Sein »B’N’giorrno«, das perfekt zu einem Südfranzosen gepasst hätte, war jedoch nicht aufgesetzt. Viele seiner Kollegen nahmen Mauris seinen französischen Akzent übel, da sie glaubten, er sei affektiert. Doch tatsächlich waren dieses R, das in seinem Hals kratzte wie Schleifpapier, die engen, betonten Vokale und die gelegentlichen französischen Einsprengsel, die ihm ab und zu unterliefen, völlig natürlich. Für jemanden wie ihn, einen richtigen *salasse*, der im Aostatal geboren und aufgewachsen war, war Französisch die Muttersprache und die des Vaters obendrein. Die einzige Sprache, in der er sich als echter *montagnard* von der Geburt bis zum Schulalter ausdrückte, als er gezwungen wurde, neben dem *Patois savoyard* noch ein ungeliebtes Italienisch zu sprechen, das, praktisch als Zeichen des Protests, von einem so starken südfranzösischen Akzent geprägt war, dass er sowohl die Jahre in Turin als auch die in Mailand überdauert hatte.

Als er sich nun die Jacke auszog, bemerkte Mauris die dunklen Schweißränder unter den Achseln.

»Merde!«

Wenn ihn etwas störte, dann war es, nicht untadelig auszusehen, besonders im Büro. Besonders morgens. Doch da war nichts zu machen. In dieser Stadt musste man nur eine halbe Stunde in der Hitze im Auto sitzen, und schon sah man aus, als hätte man in seinen Kleidern in einer Hundehütte geschlafen. So war das eben.

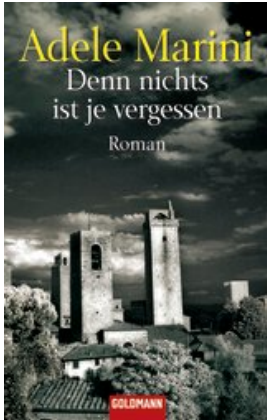
»Was gibt es heute?«, fragte er.

»Ich glaube, da ist ein Fax«, antwortete sein Kollege und schaute von den Papieren auf, in denen er blätterte. »Das kam vor fünf Minuten. Es ist dringend.«

»Natürlich ist es dringend«, brummte Mauris und fischte aus dem Eingangskorb einen dünnen Stapel Papier. »Wie alles, was von da unten aus dem Süden kommt. Aber wenn wir mal etwas dringend brauchen, kann man sich ruhig Zeit lassen. Wenn's hochkommt, schicken sie vielleicht mal eine Brieftaube.«

Das stimmte so nicht. Nur ein einziges Mal war eine Nachricht, die sie nach Palermo geschickt hatten, liegen geblieben, doch dabei hatte es sich um einen Fehler des Beamten gehandelt, der mit der Verteilung der eingehenden Mitteilungen beauftragt war. Als er das Fax aus Mailand erhielt, in dem sie um Informationen über einen Festgenommenen gebeten wurden, hatte er es »weniger dringend« eingestuft. Leider hatte es sich um einen Vorbestraften gehandelt, der mit gefälschten Papieren unterwegs war. Da sie nichts hatten, was für eine Anklage ausgereicht hätte, und sie aus dem Süden nichts gehört hatten, waren die Beamten gezwungen, den Mann auf freien Fuß zu setzen. Ein Irrtum, der später einen Juwelier und seinen Sohn das Leben kostete, die bei einem Überfall getötet wurden.

Das Fax, das diesen Morgen eingetroffen war, stammte aus dem Polizeipräsidium von Caltanissetta und enthielt eine lange Liste mit Namen. Alles anscheinend unbescholtene Bürger, ohne Vorstrafen, die in Süditalien geboren waren und jetzt in Mailand lebten. Die Sizilianer baten die Kollegen in Mailand, jeden der Genannten unter Beobachtung zu stellen und Verbindungen, Verwandte und Freunde zu überprüfen. Im Grunde hatte man den starken Verdacht, diese Leute bildeten einen Ableger des organisierten, süditalienischen Verbrechens, und sie seien in den Norden gekommen, um die bereits von der Unterwelt der Poebene durchdrungenen Strukturen zu infiltrieren. In der Liste tauchten irgendwel-



Adele Marini

Denn nichts ist je vergessen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-46781-5

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2009

Zu schrecklich, um wahr zu sein?

Adele Marinis Roman liegt die wahre Geschichte einer Frau zu Grunde, die als Kind als einzige ihrer Familie ein grausames Blutbad überlebte.

Als Vierjährige wurde Marcella Grazioso aus einem sizilianischen Kinderheim adoptiert und kam nach Mailand. Als junge Frau will sie endlich herausfinden, wer ihre wirklichen Eltern waren. Sie wendet sich an eine Fernsehsendung, in der nach vermissten Personen geforscht wird. Bald darauf erhält Marcella einen anonymen Brief mit einem Zeitungsartikel: Anfang der 70er Jahre wurde in Catania eine ganze Familie in einem grausamen Blutbad ausgelöscht, und nur ein vierjähriges Mädchen blieb wie durch ein Wunder verschont – aus einem einzigen, schrecklichen Grund ...